

Jahrgang I.

No. 6.

September 1911.

# KAIN

Zeitschrift für  
Menschlichkeit  
Herausgeber:

Erich Mühsam



**Inhalt:** Der marokkanische Krieg. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Aus dem Münchner Zensurbeirat. Offener Brief von Frank "Wedekind. — Bemerkungen. — Schiesse bei Zeiten. — Zweierlei Masskrüge. — Walhalla.

**Kain-Verlag München.**

30 Pfg.

In einigen Wochen erscheint im KAIN-  
VERLAG zum ersten Male der

# Kain-Kalender

## für das Jahr 1912.

Sämtliche Beiträge sind vom. Heraus-  
geber des „Kain“, ERICH MÜHSAM.

Der Kalender enthält ernste und hu-  
moristische Arbeiten in Prosa und  
Versen: Artikel, Glossen, lyrische und  
satyrische Gedichte, Aphorismen,  
Dramatisches u. s. w., u. s. w.

Dem Kalender wird das Bild des Verfassers beigegeben.

**Der Preis beträgt für das  
Einzel-Exemplar 1 Mark.**

---

Bestellungen nehmen jetzt schon entgegen die Buch-  
handlungen und der „KAIN-VERLAG“, München,  
Baaderstrasse 1a.

Jahrgang I.  
No. 6.

München,  
September 1911.

# KAIN

**Zeitschrift für Menschlichkeit.**

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

---

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a.

---

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.  
Mitarbeiter dankend verboten.

---

## Der marokkanische Krieg.

Wie lange soll das öde Gewäsch noch gehen? Wie lange sollen Millionen kräftiger Männer, deren Frauen, Brüder, Freunde, Geliebte, Eltern, Landsleute noch mit dem diplomatischen Zeitungstratsch genarrt werden, in dem um Kanonen und Kartätschen, um Menschenblut und Menschennot geknobelt wird? Wie lange wird sich dieses Volk noch als Bindekuh im Kreise drehen lassen?

Seit sechs Jahren und länger trompeten uns nun die geachteten Patrioten das Wort Marokko in die Ohren, und wir werden aufgefordert, uns für die ideale Forderung zu begeistern, dass der Westfetzen dieses Landes „uns“ gehören soll. Uns? Wer sind wir? Wir sind die Herren Mannesmann nebst spekulatorischen Konsorten, und die andern, mit denen wir uns drum balgen sollen, der Feind, der „Erbfeind“, das sind die Franzosen — nein, das sind ein paar französische Grossspekulanten, die aus dem Bedarf ihrer Landsleute nach Eisenerzen oder Fetthämmeln persönlichen Millionengewinn schlagen möchten.

Ich verstehe nichts von Kolonialpolitik — zugegeben!  
— Ich will auch gar nichts von Kolonialpolitik verstehen.  
Denn, scheint mir Politik selbst schon wahnwitziges Ge-  
tue, so dünkt mich Kolonialpolitik vollends unmenschliches  
Verbrechen. Wem gehört Marokko? Den Franzosen? Den  
Deutschen? Den Spaniern? Allen dreien? Meine Auf-  
fassung mag weltfremd sein; ich finde, Marokko gehört  
den Marokkanern.

Das vaterländische Marokko-Gezeter hat ethisch eins  
vor anderen Kolonial-Erhitzungen voraus. Die gemeinste  
Lüge, mit der gewöhnlich gearbeitet wird, hört man dies-  
mal seltener. Die interessierten Herrschaften betonen das  
rohe Interesse stärker als in andern Fällen, wo aus den  
Raubzügen sittliche Expeditionen mit kulturträgerischer  
Mission gemacht wurden. Man landet Kriegsschiffe an  
den Küsten solcher Länder, deren Bewohner „unkulti-  
viert“ leben, und die man „wilde Völker“ nennt, weil  
dort die Menschen in Frieden miteinander arbeiten, keine  
Ausfuhr noch Einfuhr haben, sondern gut und reichlich  
mit dem auskommen, was der eigene Boden trägt, keine  
Not leiden und sich nicht gegenseitig ausbeuten. Diesen  
Völkern trägt man europäische Kultur ins Land, bestehend  
in Branntwein, modernen Schusswaffen und geschmack-  
losen Kleidungsstücken zur Verdeckung dessen, was den  
Menschen dort bisher natürlich erschienen war. Als Aequi-  
valent für diese guten Gaben brauchen die beglückten  
„Wilden“ nur ihr Land, ihre Arbeitskraft, ihre Leiber,  
ihre Weiber und Kinder, sämtliche Produkte ihres Bo-  
dens, ihre Freiheit, ihre Volksgewohnheiten und ihre naive  
heidnische Religion herzugeben — weiter nichts. Wer sich  
widersetzt, wird getötet, wer sich fügt, versklavt. Das  
sittliche Recht dazu ergibt sich aus der in der wirksamsten  
modernen Bewaffnung dokumentierten höheren Kultur der  
Europäer. So sieht die Kolonialpolitik aus, für die sich  
zu begeistern moralische Pflicht aller europäischen Na-  
tionen ist.

Und warum all die Niedertracht und all der Wahnsinn? Weil die rationelle Bewirtschaftung des heimischen Bodens den wenigen, die ihn mit allen Rechten besitzen, nicht soviel Profit brächte wie die absurde Ex- und Import-Schacherei, die die Kapitalverzinsung garantiert. Peter Krapotkin hat in seinem Buche „Landwirtschaft, Industrie und Handwerk“) (vergl. auch sein grosses Werk „Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung“<sup>1)</sup>) einwandfrei nachgewiesen, dass jedes Land bei intensiver Bodenbewirtschaftung in der Lage ist, den eigenen Bedarf an Nahrungsmitteln vollständig zu decken. Heutzutage wird keine intensive Bodenkultur betrieben. In Deutschland liegen ungeheure Landflächen brach. In diesem Lande aber ruhen auf der Einfuhr des Nötigsten hohe Zölle, die Ausfuhr von Getreide und Vieh hingegen wird prämiert. Dabei fehlt es Millionen Deutschen an der Möglichkeit, die dringendsten Bedürfnisse des Lebens voll zu befriedigen, Hunderttausende leiden buchstäblich Not, Tausende verkommen in Elend und Schmutz. Die Inhaber des Landes aber wissen gar nicht, wo sie mit all ihren Schätzen bleiben sollen und suchen an fernen Küsten „Absatzgebiete“.

Deshalb nun also der Ruf nach Marokko! Ein halb Dutzend Jobber diesseits, ein halb Dutzend jenseits der Vogesen zanken sich um die schönen Zipfel des Landes, und die nationale Ehre zweier Vaterländer ist soweit engagiert, dass hüben und drüben gefährlich mit der Plempe gefuchelt wird.

Wer wird schliesslich den armen Mauren das Fell endgiltig über die Ohren ziehen dürfen? Das wird nun in der diplomatischen Giftkammer der beteiligten Regierungen ausgesotten. Kommt dabei kein für beide Teile geniessbares Getränk zustande, so geht's an die ultima ratio — und die nationalen Leidenschaften der Völker werden mit Alkohol und Phrasen in den Zustand des erforderlichen

---

<sup>1)</sup> In der deutschen Uebersetzung von Gustav Landauer beim Verlag des Sozialistischen Bundes, Berlin.

<sup>2)</sup> Ebenfalls deutsch von Gustav Landauer bei Thomas, Leipzig.

Blutdurstes versetzt und mit Mordwaffen entsetzlichsten Kalibers gegen einander losgelassen.

Jetzt erhebt sich aber die Frage: wer führt Krieg? Die Fürsten? Die Regierungen? Die Parlamente? Die interessierten Börseaner? Mir scheint: die Soldaten führen Kriege. Und weiter: Was sind das für Menschen, die Soldaten? — Die Söhne der Fürsten? Der Regierenden? Der Parlamentarier? Der interessierten Börseaner? Mir scheint: das Heer Soldaten besteht fast ausschliesslich aus Arbeitern und Bauern, aus solchen Leuten, auf deren Kosten der Preis des möglichen Sieges fruktifiziert werden soll. Diese Leute werden aus den Armen der Nächsten, werden von Werkstätten und Scholle gerissen, mit Flinten und Säbeln beladen, aus der Heimat geschleppt, sie werden in Bataillone und Regimentern gruppiert, eben solchen Bataillonen und Regimentern, die ebenfalls aus friedlichen Menschen gebildet sind, gegenübergestellt, und ihnen befohlen, auf die fremden Menschen, die doch ihresgleichen sind, zu schiessen und zu schlagen und möglichst viele von ihnen zu töten. Ebenso wird ihnen gesagt, dass es heldenhaft sei, sich von jenen erschossen und erschlagen zu lassen, und dass sie sich dem Vaterland — wieviele von den Soldaten besitzen davon einen einzigen Quadratmeter? — nützlicher erweisen, wenn sie sich von platzenden Granaten in Fetzen reissen lassen, als wenn sie ihren Kindern und Eltern den Ernährer, ihrer Geliebten den Mann, ihren Gefährten den Kameraden erhalten.

Die Macht, auf die Entschliessungen der Herrschenden einzuwirken, hat die Masse nicht, aus der sich die Armeen rekrutieren. Die Möglichkeit, solche Macht zu erringen durch wirtschaftliche Kämpfe und kräftige Initiative jedes Einzelnen, hat sie — in Deutschland wenigstens — in unfruchtbarer vierzigjähriger parlamentarischer Politikasterei vertan; alle latenten Energien hat sie auf den lachhaften Popanz einer quantitätsprotzenden Wahlpolitik nutzlos vergeudet. So muss sie willenlos zusehen, was bei der ausseröffentlichen Diplomatenhandelei her-

auskommt. — Noch viel weniger ist im Falle des Ausbruches eines Krieges auf den passiven Widerstand der Soldaten zu rechnen. Eine solche Aktion wäre auch gar nicht anzuraten, sie würde den wenigen, die sie vielleicht versuchen möchten, unweigerlich den Kopf kosten.

Ist der Krieg erklärt, dann wird marschiert; da gibt's kein Drehen und Wenden. Anders liegt der Fall, solange die Gefahr des Krieges über den Völkern schwebt. Hat das Volk ein wirksames Prohibitivmittel gegen den organisierten Massenmord des Krieges?

Als im vorigen Jahre in Kopenhagen der internationale Sozialistenkongress tagte, da stellten die Franzosen und Engländer den Antrag, einer drohenden Kriegsgefahr solle in den beteiligten Ländern dadurch begegnet werden, dass für alle Gewerbe der umfassende Generalstreik proklamiert werde. Die Wirkung solcher Aktion ist evident. Einem Lande, in dem auch nur für drei Tage aller Verkehr gehemmt ist, in dem die Zirkulation der Waren unterbunden wird, in dem keine Bahn fährt, kein Licht leuchtet und kein Schlot raucht, in dem die Kranken nicht gepflegt und die Leichen nicht begraben werden, einem Lande, das keine Post erhält und keine versenden kann, und dem obendrein das Gift der Zeitungen entzogen ist — solchem Lande stockt der Atem, und es hat für lange hinaus für seine leistungsfähigen Kräfte bessere Verwendung, als sie an die Landesgrenze vor die Kanonenschlünde zu jagen.

Sahen wir nicht eben erst in England, diesem Wirtschaftslande aus dem Grunde, das noch kaum von sozialdemokratischen Schwätzern marxistischer Observanz verseucht ist, was schon ein partieller Streik zu wirken vermag? Bei den Seeleuten fing es an, griff auf Transportarbeiter, Fuhrleute und schliesslich auf die Eisenbahner über, und die friedfertigste aller Regierungen verlor den Kopf und griff mit dem klobigen Mittel der Militärgewalt in den Kampf ein, der ohne diese Tapsigkeit nicht einen Tropfen Blutes hätte zu kosten brauchen. Die Arbeiter haben ihre

Forderungen, die an sich nicht wichtig waren, durchgedrückt; sie haben die Regierung gezwungen, nach ihrer Pfeife zu tanzen. Und das in England, dem von allen Kapitalisten so laut gerühmten Musterland für wirtschaftliche Organisationen! Ja eben, die rein wirtschaftliche Struktur des Klassenkampfes! Die war es, die plötzlich — ohne sozialdemokratisch-politische Begriffsdeutelei — den wirklich sozialistischen Gedanken hervorbrechen liess und eine Solidaritätsaktion von solcher Kraft, Entschlossenheit und Geradheit wachrief, dass einem das Herz höher schlug. — Stände England jetzt vor einem Krieg — könnte es ihn führen? England wird noch lange zu scharfen haben, bis alles wieder im kapitalistischen Gleise korrekt funktioniert.

Der Antrag der Engländer und Franzosen fiel in Kopenhagen ins Wasser. Er scheiterte an dem Widerspruch der Deutschen, die einen ihrer radikalsten und dazu einen ihrer klügsten und ehrlichsten Vertreter, Herrn Ledebour, erklären liessen, die deutschen Sozialdemokraten müssten den Antrag ablehnen, weil sie sonst ihre politische Stellung unleidlich erschweren würden. Danach in Deutschland zum Generalstreik aufzufordern, wäre sinnlos. Die ihn realisieren müssten, würden dem Rat nicht folgen, weil der Sand, der ihnen jahrzehntelang von der Parteipresse in die Augen gestreut wurde, ihnen jeden Blick für das real Nötige verschleiert hat.

Die wir in Deutschland den Frieden wollen, haben von der deutschen Arbeiterschaft nichts zu hoffen. Deren Demonstrationsversammlungen und hochtrabende Resolutionen schrecken keinen Hund vom grünen Tisch und von den Kassenschränken. Wir müssen unsere Blicke vertrauensvoll nach Frankreich richten. Die Franzosen haben ihre Hervé, Griffelhues, Yvetôt, — radikale Naturen voll Leidenschaft und Volksliebe, Männer, deren Feuer in den Massen zündet und deren Worten sie freudig zustimmend folgen. — In Frankreich ist es soweit, dass die Regierung ihre Arbeiter und Bauern nur mit Zittern zum Kriege rufen

könnte. Dort steht der klare Wille des Volkes stark und gross gegen die verschlagene Klugheit der Advokaten. Dort spricht aber auch ein Umstand mit, dessen wir hierzulande nur mit Scham und wehmütigem Neid denken können: dort steht der Geist geeint auf der Seite des Volkes, dort stellt sich der Geist der Dichter und Künstler in den Dienst der Menschheits Sache.

Wo lebt uns ein Anatole France? — Die in Deutschland den Geist repräsentieren, schlafen. Deutsche Dichter und Künstler, wollt ihr nicht endlich auch zur Posaune greifen? — Ist es nicht Blut von eurem Blut, das für Marokko fliessen soll? — Wollt ihr nicht endlich erwachen und euch dem Volk einen, das Volk schaffen, ohne, das euer Werk Schatten und Schaum ist? — Geist und Volk gehören zusammen! — Mag der Tag nicht fern sein, da sie auch in Deutschland vereint stehen gegen Junker und Börse, gegen Diplomaten und Pfaffen und gegen die journalistischen Paukenschläger!

---

## Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

In einer solchen Lage, in der man selbst völlig unübersehbaren Dingen gegenübersteht, und wo einem selbst übel genug zu Mute ist, vergeht einem die Neigung, anderen Trost zuzusprechen. Man orientiert sich einfach über das Schicksal des Nachbars und wendet seine Gedanken alsbald dem eigenen zu. So brachen wir die Unterhaltung kurz ab und ich dachte mir: jetzt wird's bald 3 Uhr sein. Jetzt ungefähr käme ich in Zürich an, und heut oder morgen hätte ich dort liebe Freunde wiedergesehen, die befreundeten Anarchisten aufgesucht, im Cafe Terrasse gesessen und mit Doktor Brupbacher die Probleme Sozialismus, Demokratie, Anarchismus und Individualismus diskutiert und darüber gestritten, ob sich der Enthusiast der Freiheit in seinen praktischen Massnahmen auf den Produzenten- oder auf den Konsumentenstandpunkt zu stellen habe, gestritten über die gleichen Themata und mit der gleichen Hitzigkeit wie vor fünf Jahren, und seitdem, so oft ich durch Zürich kam.

Der arme alte Kerl, der selbst nicht wusste, ob er wusste, was er tat, wurde zurückgebracht, und unser Dompteur führte uns nun die Treppen hinunter über einen Hof und durch den Garten, den ich durch

das vergitterte Fenster gesehen hatte, an eine Tür, über der zu lesen stand: „Eingang zum Gefängnis“. Dann kommandierte er uns in ein sonderbares Gelass, schlug die Türe zu und schloss sie mit brutaler Vernehmlichkeit ab. Den waren wir jetzt los. Der Raum, in dem wir unsere weiteren Bestimmungen jetzt erwarteten, war grösser, aber noch unfreundlicher als der, von dessen Fenster wir wenigstens den Garten gesehen hatten. Er war lang und rechteckig, das Fenster war klein und sehr hoch angebracht, sodass die Zelle Halbdunkel war. Ueber die Einrichtung dieses Gemaches gab ein kleines Plakat Aufschluss, das an der Wand hing. Ich glaube, ich bringe die Gegenstände, die darauf verzeichnet waren, noch aus dem Gedächtnis zusammen. Ihre Anzahl war nicht gross genug, um für die Aufzählung einen Mnemotechniker zu erfordern. Die Ueberschrift hiessstolz: „Inventarium“. Dann stand sauber untereinander: „1 Nachtgeschirr aus Steingut, 1 Nachtgeschirr-Deckel, 1 Wandbrett, 1 Spucknapf, 1 Wasserkanne, 1 Trinkbecher, 1 Bank. 2 Stühle. 1 Zellenlampe. 1 Leibstuhl.“ — Unter dem „Leibstuhl“ ist ein in eine Ecke gebautes Holzgestell zu verstehen, ein Dreifuss, der aber nur zwei Füsse hat, weil den hinteren die Wandecke vertritt, in die das Gestell eingeschlagen ist. Zwischen diesen Füßen befinden sich in massigem Abstand übereinander zwei nach vorn runde Bretter, auf deren unterem das Steingutnachtgeschirr mit dem Metaldeckel steht, deren oberes aber nur der Rand um ein kreisrundes Loch ist, das so genau um das Geschirr passt, dass man dessen Deckel gerade noch an seinem Knopf herausholen kann, um ein ganz prächtiges, gebrauchsfertiges wasserloses Geruchkloset zu haben. — In dem so beschaffenen Raum sass ich nun zusammen mit dem unbewussten Dieb und dem Zuhälter, dem nichts zu beweisen war, ich selbst ein Staatsverbrecher, der sein Staatsverbrechen noch gar nicht kannte. Denn was half mir die Kenntnis des Wortlautes der Paragraphen, deren Verletzung man mich beschuldigte, wo ich bei angestrengtestem Nachdenken nicht auf die Straftat kam, mit der ich sie verletzt haben sollte? — Man liess uns lange warten, Jeder hatte genug mit sich selbst zu tun, als dass einer ein Gespräch begonnen hätte. Nur manchmal knurrte, einer von uns dreien: Wie lange sollen wir denn hier noch sitzen? Kümmert sich denn kein Mensch weiter um uns? oder ähnliches.

Endlich kam ein Aufseher, ein gutmütig aussehender Mann in einfacher blauer Uniform mit roten Aufschlägen. „Sind Sie Herr Mühsam?“ fragte er, während er auf mich zukam. Dann hiess er mich ihm folgen und führte mich eine hohe Treppe hinauf bis zu einem Absatz, an dem stand: Zweites Stockwerk. Dort übergab er mich einem ebenso gekleideten Beamten, der nicht minder freundlich aussah und mich aufforderte, mich auf einen Stuhl zu setzen, der auf dem Korridor neben einem Tische stand. Ich merkte, dass ich unmit-

telbar vor dem Ziele stand. Denn ich sah mich im Winkel eines hellen, langen Korridors, dessen beide Schenkel von nummerierten, mit schwerem Eisengriff und dicken schwarzem Schlüsselloch versehenen Eisentüren flankiert waren. Dieser Korridor war eine Art Brücke. Denn gegenüber den Zellen war ein richtiges Geländer, über das man nach unten und nach oben sehen konnte, dass das untere und das obere Stockwerk diesem zweiten ganz gleichartig gebaut war. Jenseits des Geländers lag der tiefe, von der nackten Wand begrenzte dröhnende Hausraum, und unten an der Wand sah man gleich einer Raupe das gewellte, rotgestrichene Rohr der Zentralheizung dahinkriechen. In der Höhe des zweiten Stockwerks aber, also in gleicher Höhe, mit mir, hing, eingeklemmt in die Wanddecke, wie das Auge des Gesetzes, das zugleich nach mehreren Richtungen sehen möchte, eine grosse, runde, martialisch ernsthafte Uhr mit breitem rotbraunem Rand, auf dem in mächtigen Lettern die Worte standen: „Normalzeit der Sternwarte.“ — Die Zeiger belehrten mich, dass er kurz nach vier Uhr war. Auf dem Flussboden des Korridors, auf dem ich der Anweisung einer Zelle harnte, lagen, angelehnt an das hohe eiserne Brückengeländer, viele hohe Stapel seltsam zurechtgeschnittenen Papiers. Nach einiger Ueberlegung kam ich dann dahinter, dass sich so präpariertes Papier ausgezeichnet zum Tütenkleben verwenden lassen müsse. Indem ich mich den Assoziationen hingab, die sich an derlei Wahrnehmungen zu knüpfen pflegen, kam der Aufseher wieder und schloss vor mir die Zelle 42 auf, in die er mich eintreten hiess. Hinter mir schloss er sie wieder ab und ich hatte nun hinlänglich Zeit, mich in meinem neuen Heim umzuschauen. Die Zelle war vielleicht sechs Schritte lang- und so schmal, dass ich die Arme noch nicht ganz auszustrecken brauchte, um an jede Wand eine flache Hand mit der ganzen Innenseite anzulehnen. Die Höhe war nicht gering. Gegenüber der Tür war das Fenster, dessen unterer Rand nahezu zwei Meter über dem Fussboden lag. Das Fenster, wenn man nicht lieber von einer Luke reden will, war horizontal geteilt, und zwar konnte man den oberen Teil halb auf- und zuklappen. Statt eines Fensterkreuzes hatte die Scheibe sich mehrfach schneidende eiserne Stangen, und dahinter sah man auch aussen noch ein eisernes Gitter die Sicherheit der Abschliessung gewährleisten. Die Scheibe war graues, dickes, gewelltes, undurchsichtiges Glas, sodass mir auch ein Klimmzug, mit dem ich mein Auge in die geeignete Höhe hätte bringen können, nichts genützt hätte, um hinauszusehen. Links der Türe, in die Wanddecke eingezimmert, befand sich ein „Leibstuhl“ von derselben Art, wie ich schon beschrieben habe. Ihm gegenüber ein Spucknapf. An der linken Wand hing, angekettet, eine Schlafpritsche, d. h. ein eisenbeschlagenes Holzgestell, zwischen dem und der Wand eine Strohmattze

eingeklemmt war. An der Erde darunter lag ein Keilkissen, aus dessen Löchern Strohhalme herausragten. Ich bemerkte, dass unter dem Gestell mit Scharnieren Eisenbeine befestigt waren, die nach dem Losketten das Bett zu tragen hätten. An der rechten Seite des Zimmers hing ein zweifächeriges Holzbord an der Wand, auf- unter und in dem, sauber nach einer daneben hängenden gezeichneten Tabelle geordnet, folgende Gegenstände untergebracht waren: Ein neues Testament, ein Trinkbecher, ein Wasserkrug, eine Schuh- und eine Kleiderbürste, ein Essnapf, ein Löffel, ein Salzfass, eine Waschschüssel, ein Seifennapf, ein Kamm, eine Müllschippe mit Handfeger, ein Handtuch, ein Geschirrtuch und ein Scheuerlappen. Weiterhin war eine Tischplatte mit einem Bein an der Wand befestigt, und meine Versuche ergaben, dass auch dieses Möbel sich hochklappen liess. Das gleiche zeigte sich bei der etwas kürzeren und schmälern, gleichfalls auf ein Bein gestützten Bank, die sich nicht vor, sondern hinter dem Tisch befand, sodass ich mit Schrecken gewahrte, dass ich, wenn ich schreiben wollte, das Licht immer von hinten bekommen musste, was mir für meine ohnehin nicht luchsnaften Augen kaum vorteilhaft schien. — Damit habe ich, falls ich nichts vergass, alles aufgezählt, was die Einrichtung der Zelle ausmachte. An der rechten Wand zogen sich nicht sehr hoch über dem Fussboden zwei gut geheizte Rohre der Zentralheizung hin. Natürlich vergass ich noch etwas: die gezeichnete Anordnung für den sogenannten „Spind“ erwähnte ich schon, aber mit ihr hingen an diesem Spind ein vollzähliges „Inventarium“ und ein gedrucktes Heftchen, das sich „Verhaltensvorschrift“ nannte und aus dem ich die Tagesordnung der Anstalt und noch manches Wissenswerte erfahren konnte. Ferner vergass ich ein Plakat, das auf jeder Seite einen frommen Spruch zur Besserung sündiger Menschen enthielt und eine Petroleumlampe, die einen höchst seltsamen Schirm hatte, aus Blech nämlich, den man wie einen Parapluie über den Zylinder zog. Das war nun aber wirklich wohl das gesamte Inventar, mit dem mich vertraut zu machen ich für die Lebensaufgabe meiner nächsten halben Stunde hielt.

(Fortsetzung folgt.)

---

Aus dem Münchner Zensurbeirat.

München, den 16. August 1911.

Sehr geehrter Herr Mühsam!

Darf ich Sie zur Veröffentlichung folgender Erörterungen um die Gastlichkeit Ihrer Monatsschrift „Kain“ bitten. Voraussichtlich erscheint im Laufe dieses Herbstes ein modernes Mysterium

rium von mir, dem ich diese Polemik als Vorwort vorzuschicken denke. Sie würden mich aber, sehr geehrter Herr Mühsam, zu besonderem Dank verbinden, wenn Sie diese Zeilen durch Wiedergabe im „Kain“ jetzt schon zur Kenntnis Ihrer Leser gelangen lassen wollten.

Mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochschätzung

Ihr ergebener

**Frank Wedekind.**

Nachdem die Münchner Polizeibehörde wieder einmal die Aufführung eines meiner harmlosesten Theaterstücke „Oaha“ verboten hatte, suchten Herr Direktor Stollberg vom Münchner Schauspielhaus und ich um eine Unterredung mit dem Herrn Polizeipräsidenten nach, die uns gütig gewährt wurde. In seiner Begründung des Verbotes berief sich der Polizeipräsident uns gegenüber auf ein Gutachten, das ein Sachverständiger über mein Drama ausgestellt hatte. Das Gutachten, aus dem uns der Polizeipräsident einige Kraftstellen zum besten gab, war meinem Urteil nach ein Produkt absoluter Verständnislosigkeit. Wer es abgefasst hat, das blieb für uns natürlich tiefstes Geheimnis. An eine Zurücknahme des Verbotes war nicht zu denken.

Wenige Wochen vorher hatte ich nun Gelegenheit gehabt, zwei Gutachten von Münchener Autoritäten, auf deren Urteil sich die Polizeibehörde bei ihren Massnahmen zu stützen pflegt, genauer kennen zu lernen. Es handelte sich dabei um meinen Einakter „Totentanz“ oder „Tod und Teufel“, den ich seit Jahren in München, Wien, Hamburg, Dresden, Prag, Berlin, Budapest, in einigen Städten sogar wiederholt, öffentlich vorgelesen habe und der durch sein Feuer, seine Leidenschaftlichkeit und seine dramatische Steigerung überall das Publikum in gespanntester Aufmerksamkeit hielt. Diese Tatsachen finden in unzähligen über die Vorlesungen erschienenen Kritiken und Besprechungen ihre Bestätigung. Um diesen Einakter nun wenn möglich auch für eine öffentliche Aufführung in München frei zu bekommen, wandte ich mich an Herrn Dr. Franz Muncker, Königl. Professor für deutsche Literatur an der Universität München und an Herrn Dr. Sulger-Gebing, Kgl. Professor für deutsche Literatur an der technischen Hochschule in München. Herr Prof. Sulger-Gebing erklärte sich in liebenswürdigster Weise bereit, mir ein Gutachten über meinen Einakter auszustellen, während mir Herr Prof. Muncker in einer längeren kritischen Bewertung meines Einakters schrieb, dass er nicht in der Lage sei, noch einmal ein Gutachten darüber auszustellen, da er das der Polizeibehörde gegenüber schon einmal getan habe. Beide Herren beweisen mir nun, durch die

mir übermittelten Schriftstücke, dass ihnen ganz einfach die Fähigkeit fehlt, meinen Einakter zu lesen, dass sie für dessen künstlerische Qualitäten kurzweg stockblind sind, dass sie vor meiner Arbeit ebenso verständnislos stehen, wie ein Kind, das nie einen Vers gehört hat, vor einem gedruckten Gedicht. Beide Herren beweisen durch ihr abgegebenes Urteil, dass sie auf dem Gebiet, für dessen Pflege sie vom Staate besoldet werden, ganz einfach nicht Bescheid wissen. Für diese Behauptungen, die ich notgedrungen in Wahrung meiner künstlerischen Ehre aufstellen muss, erbiere ich mich, jeden Moment, vor jedem Publikum, auch vor den akademischen Hörem, die die Kollegien der beiden Herren besuchen, den Beleg zu erbringen.

Allerdings sprechen sich beide Begutachter für die öffentliche Aufführung meines Einakters aus, was ich dankbar anerkennen muss. Da sie meiner Arbeit aber keinerlei künstlerische Qualitäten: zuerkennen, sondern im Gegenteil die Möglichkeit einer künstlerischen Wirkung rundweg in Abrede stellen, hat eine konsequente gewissenhafte Behörde nicht die geringste Veranlassung, auf Grund dieser Gutachten eine Zurücknahme des Verbotes in Erwägung zu ziehen, obwohl beide Gutachter dies Verbot für unberechtigt halten. Um so mehr Veranlassung und Berechtigung habe ich als Autor, mich gegen die falsche und ungerechte Beurteilung meiner Arbeit zu verwahren. Ich verzichtete daher auch von vornherein darauf, die beiden Schriftstücke der Polizeibehörde vorzulegen. Ich zog es vor, sie als unumstössliche Beweise für mich zu behalten, in der festen Zuversicht, dass Ihre Beweiskraft von Jahr zu Jahr wachsen wird.

Da nun die Möglichkeit, meiner Kunst öffentliche Geltung zu verschaffen, behördlicherseits von den Kunstanschauungen derartiger Autoritäten und völlig verständnisloser Sachverständiger abhängig gemacht wird, und da die übrigen über meine Arbeiten abgegebenen Gutachten im grossen ganzen vielleicht nicht auf mehr Verständnis beruhen werden, als die beiden in meine Hände gelangten, halte ich mich für berechtigt, diese beiden Zeugnisse literarischer und künstlerischer Verständnislosigkeit, die von jedem Laien mühelos als solche erkannt werden können, zu veröffentlichen.

Herr Prof. Dr. Franz Muncker schreibt u. a.: „Ferner kann man **jt** wohl zweifeln, ob Erörterungen über das von Ihnen behandelte Thema, mögen sie noch so theoretisch bleiben (oder vielleicht eben, weil Sie theoretisch bleiben) auf die Bühne gehören, ob sie nicht vielleicht eher zu einem Lesedrama passen.“

Herr Prof. Dr. Sulger-Gebing schreibt u. a.: „Ein Zensurverbot scheint mir diesem Einakter gegenüber nicht gerechtfertigt. Ich halte ihn für undramatisch und darum für wenig bühnenwirksam . . . Die Personen ergehen sich fast ausschliesslich

in langatmigen theoretischen Auseinandersetzungen."

Aus der Tatsache, dass die beiden Literaturprofessoren für die Lisiska-Verse in meinem Einakter vollständig unempfindlich sind, lässt sich leider kein so kinderleicht beweisbares Exempel für die Grenzen ihrer Fähigkeit statuieren, wie daraus, dass sie beide den Einakter für undramatisch halten. Es muss genügen, diese Tatsache zur Aufklärung der literaturbeflissenen Schüler der beiden Herren hier festzustellen.

Sollte nun nicht schon allein die Tatsache, dass für die künstlerischen Qualitäten meiner Arbeiten, die sich zu dutzendmalen in den verschiedensten Städten als wirksam erwiesen haben, zwei Münchner Hochschulprofessoren der deutschen Literatur vollständig blind sind, eine genügende literarische Rechtfertigung für die öffentliche Auf- führung meines Einakters bedeuten?

Natürlich werden mir die beiden Herren entgegenen, dass an der Wirkung des Einakters aufs Publikum nur meine Vortragsweise schuld sei. Gut! Dann sollen die beiden Herren ihre Kollegen über die deutsche Literatur doch auch einmal so vertragen, dass sie im Publikum den Eindruck von Feuer, Leidenschaftlichkeit und dramatischer Steigerung hervorrufen.

#### **Gutachten**

des Herrn Professor Dr. Franz Muncker.

Sehr geehrter Herr Wedekind !

Als ich gestern abend die ersten zwei Seiten Ihres Dramas „Tod und Teufel“ gelesen hatte, war ich mir klar, dass ich das Werk schon kannte; nur wegen des nicht scharf bezeichneten Titels hatte ich mich nicht sogleich daran erinnert, als Sie mir das Stück brachten. Ich las das Stück aber dennoch gestern noch einmal langsam zu Ende und las dann auch die mir vorher noch unbekannte „Zensur“.

Nun erinnere ich mich auch genau, dass ich selbst unter denen war, die etwa vor einem Jahr „Tod und Teufel“ von der Polizeidirektion zur Begutachtung erhielten. Was ich damals geschrieben habe, weiss ich im einzelnen nicht mehr. Ich glaube aber, dass ich mich für Zulassung der Aufführung ausgesprochen habe. Bestimmt weiss ich auch das nicht mehr, und diese Ungewissheit dürfen Sie mir nicht verübeln, denn ich habe gerade im vorigen Jahr mehrere Stücke zu ähnlichem Zweck von der Polizei erhalten, und da verwischt und verwirrt sich die Erinnerung leicht. Ferner kann man ja wohl zweifeln, ob Erörterungen über das von Ihnen behandelte Thema, mögen sie noch so theoretisch bleiben (oder vielleicht eben, weil sie theoretisch bleiben), auf die Bühne gehören, ob sie nicht vielleicht eher zu einem Lesedrama passen. Auch scheint mir Ihre ernste Absicht nicht überall deutlich, so dass kein Missverständnis möglich ist, herauszukommen, und die Erörterungen, die Sie jetzt beilegte, die zur Klärung freilich viel beitragen, die fehlten eben

damals noch. Aber da dies alles keine Bedenken gegen die Sittlichkeit des Stückes sind, und da wir in der Zensurkommission nur sittliche und nicht ästhetische Bedenken zu würdigen haben, so glaube ich, ich werde mich vor einem Jahr so wenig für ein Verbot Ihres Dramas ausgesprochen haben, wie ich es heute täte. Dann aber ergibt sich die notwendige Folge, dass ich entweder von anderen Mitgliedern der Kommission überstimmt worden bin, oder dass die Polizeidirektion ihr — von Anfang an betontes — Recht gewahrt hat, auf eigene Verantwortung auch einmal gegen die Mehrheit der Zensurkommission zu entscheiden. Jedenfalls aber kennt die Polizeidirektion bereits meine Ansicht über Ihr Stück; ich bin also nicht in der Lage, diese Ansicht noch einmal zur Information der Behörde auszusprechen. Doch könnten vielleicht Sie die erklärenden Bemerkungen über Ihr Stück der Polizei noch vorlegen; freilich bezweifle ich, dass das: zu einer Aenderung ihres Beschlusses führen wird. Oder wollen Sie Dr. Halbe und etwa Prof. Dr. Sulger-Gebing, Prof. Dr. v. Du Moulin, die vermutlich noch nicht von der Polizei gefragt worden sind, zu einem Gutachten veranlassen. Leider kann ich, wie Sie mir gewiss zugestehen werden, in diesem Falle, so wie die Dinge nun einmal liegen, nicht Ihnen zu Diensten sein. Ich lege die beiden gedruckten Exemplare und Ihre handschriftlichen Erörterungen diesen Zeilen wieder bei.

Mit den besten Empfehlungen

Hochachtungsvoll

gez. Muncker.

### **Gutachten**

des Herrn Professor Sulger-Gebing.

Frank Wedekind, Tod und Teufel.

Ein Zensurverbot erscheint mir diesem Einakter gegenüber nicht gerechtfertigt. Ich halte ihn für undramatisch und darum für wenig Bühnenwirksam, aber nicht für unzüchtig oder sittenverderblich. Die Personen ergehen sich fast ausschliesslich in langatmigen theoretischen Auseinandersetzungen über die Stellung der Frau zum Mann, Liebesgenuss und käufliche Liebe. Doch sind diese heiklen Fragen mit Ernst und mit einer fast trockenen Sachlichkeit behandelt, und so mancher nicht verbotene französische Schwank bietet dem Publikum weit anfechtbarere, weil durch und durch leichtsinnige Moral, die noch dazu viel verführerischer auftritt. Lässt sich bei Wedekind der Zuschauer von den theoretischen Auseinandersetzungen fesseln, so wird er rein intellektuell beschäftigt und gelangt über die Personen und ihre Anschauungen zu der Auffassung, die der Verfasser in den beigelegten Erläuterungen ausgesprochen hat. Verliert aber der Zuschauer die Geduld, den Reden aufmerksam zu folgen, so ist auf der Bühne nichts gegeben, was die Sinnlichkeit reizt, und er wird sich bloss langweilen. Das einzige anstössige erscheint mir der Ort, wo das ganze sich abspielt, das Bordell. Hier aber hat sich der Verfasser sehr gemässigt — er hat, wie er sich ausdrückt, jede Annäherung an die Wirklichkeit auf das Sorgfältigste und Gewissenhafteste vermieden, — und ich kann deshalb auch darin besonders im Hinblick auf so manche von der Zensur gestattete Schlafzimmer- und Entkleidungsszene in französischen Possen, keinen Grund zu einem Verbot erblicken.

Der Ernst der Behandlung und die Schärfe der Dialekte stellt Wedekinds „Tod und Teufel“, insbesondere wenn es zusammen mit dem ebenfalls vorwiegend theoretische Auseinandersetzungen gebenden Einakter „Die Zensur“ aufgeführt wird, hoch über so manches, was unbeanstandet über unsere heutige Bühne geht. Ich sehe deshalb keinen Grund ein, warum der Dichter nicht mit diesem Einakter auch auf der Bühne zu Wort kommen sollte.

München, den 3. April 1911.

gez. Prof. Dr. Sulger-Gebing.

---

## Bemerkungen.

**Schiess bei Zeiten!** Ihre komische Geste rechtfertigt nicht immer die unernte Beurteilung einer Handlung. Der Prinzipal der Berliner Schussmannschaft, Herr v. Jagow, hat eine besondere Methode gestartet, da Gelächter hervorzurufen, wo Wut und Empörung entstehen müssten. Man denke einmal an die praktischen Folgen seines Wirkens und zwingt sich, Herrn v. Jagow so ernst zu nehmen, wie er sich selbst nimmt. Dann bekommen seine Massnahmen und Erlasse ein verteufelt gefährliches Gesicht. Er hat es bekanntlich mit der Schneidigkeit, — das wäre unbedenklich, brächte es nicht die Tätigkeit, für die er von seinen Opfern bezahlt wird, mit sich, dass seine Schneidigkeit sich im Benehmen seiner Schussleute zu produzieren hat. Die Sanftesten sind die blauen Moabiteriche ohnehin nicht; seit sie nicht „zu spät“ schiessen dürfen, wird man sie aber als konstante öffentliche Bedrohung betrachten müssen. Das Verhältnis zwischen Berliner Einwohner und Berliner Schussmann wird sich jetzt in die Formel fügen lassen: Wer zuerst schießt, lacht zuletzt. Das sind heitere Zustände und die Berliner Verkehrssicherheit, zu deren Schutz angeblich Jagow und seine Mannen engagiert sind, wird fortan hauptsächlich in der Form von Ruhestörungen aus Browningläufen in die Erscheinung treten. — Jedenfalls stehen auch interessante Prozesse in Aussicht, und die Entscheidungen der Gerichte werden in ihren scharfsinnigen Abstraktionen das beste sein, was Jagows Betriebsamkeit dem Logiker wird zu präsentieren haben. Erschießt jemand einen Schussmann, der auf ihn zukam, um an ihm vorbeizugehen, — wird der Verteidiger, der auf Putativ-Notwehr plaidiert, recht behalten. Und warum wird er nicht recht behalten, sondern der Schütze wegen Totschlags verurteilt werden? — Wie wird umgekehrt der Freispruch des Schussmanns begründet werden, der die alte Dame niederknallt, die ihn nach dem nächsten Briefkasten hätte fragen wollen? Wir wollen es abwarten und hören, was Herr v. Jagow als Sachverständiger darüber äussern wird.

Unangenehm ist aber doch immer die Irreparabilität der Schäden, die durch hervorragend forsche Leute verursacht werden. Da gab es früher in Berlin zwei bedeutende Juristen, den Landgerichtsdirektor Brausewetter und den Staatsanwalt Benedix, denen man besonders gern politische Delinquenten in die Fänge gab. Die beiden Herren knallten ihren Opfern Freiheitsstrafen auf den Buckel, dass es dampfte. Alle beiden starben in geistiger Umnachtung. Es unterliegt keinem Zweifel, dass ihre Hirne schon krank waren, als sie noch ihre Rechtspraxis ausübten. Denen aber, die von ihnen abgeurteilt waren, nützte die nachträgliche Erkenntnis ihrer Beschaffen-

heit nichts mehr. Sie waren und blieben im Gefängnis, bis ihre Zeit verstrichen war. Wie nun — um hier gleich das tertium comparationis zu nennen, — wenn Herr v. Jagow eines Tages, beispielsweise wegen allgemeiner Unbeliebtheit (ich will nicht bitter werden und etwa sagen: wegen menschlicher Regungen, wo er bloss Zensor sein soll) — wenn er also wegen Mangel an Gegenliebe bei den Berlinern zum Zylinder greifen muss? Dieser Mangel an Gegenliebe hat — daran zweifelt wohl keiner — längst bestanden, und ihm werden zum Teil die Taten zuzuschreiben sein, die seine Schussleute zum „rechtzeitigen“ Eingreifen veranlassen. Wer dabei eine Kugel in den Bauch bekommen hat, dem bleibt die Narbe oder die Witwe übrig; daran wird kein Nachfolger Jagows etwas ändern können.

Das beste wäre schon, der Prinzipal der Berliner Schussmannschaft wiche möglichst bald einem Nachfolger. Wie man ihn dazu veranlassen könnte, weiss ich freilich nicht. Aber die linksseitigen Volksbeglucker und Zeilensöldner wissen doch sonst immer so viele gute Mittel, um den ehernen Willen der Massen emphatisch zum Ausdruck zu bringen.

---

**Zweierlei Hasskrüge.** Den Münchnern steht eine neue Gaudi bevor. Es wird schon wieder ein Prozess wegen schlechten Einschenkens angekündigt. Ein fiebernder Reporter wusste sogar zu melden, dass es diesmal nicht bloss den Kellnern und Pächtern an den Kragen soll, sondern dass der Staatsanwalt höher hinaufgreifen und auch die Besitzer der Brauereien selbst auf die Anklagebank nötigen wolle. Unmöglich! — Zwar lässt sich die Richtigkeit einer Berechnung schwer anzweifeln, wonach die moralische Triebkraft der Manipulationen, die das Mitglied des Vereins gegen betrügerisches Einschenken in den Zustand der Wichtigkeit für die menschliche Gesellschaft versetzen, beim Profit der Brauer zu suchen ist. Aber wenn ein Reporterchen dem Redakteur einer Zeitung eine sensationelle Allarmnachricht bringt, die nicht stimmt und zugleich das Objekt der journalistischen Findigkeit und das Lesepublikum, das wahre Begebenheiten erfahren will, schädigt, — geschieht die Veröffentlichung etwa nicht, weil der Verleger davon seinen Profit hat? — Und hat schon jemals ein Staatsanwalt den Besitzer eines Blattes, statt seiner abhängigen Redakteure vors Gericht geladen? — Das wäre ja noch schöner, wenn plötzlich Knorr und Pschorr mit Krethi und Plethi in einen Rechtstopf geworfen werden sollten!

---

**Walhalla.** Ein früherer Musiker, namens Herwarth Waiden, kündigt eine Druckschrift an, die den Titel führen soll: „Goethe, Nietzsche und Kraus“. — Gemeint ist Herr Karl Kraus, Herausgeber der „Fackel“, Wien, IV. Bezirk.

---

**KAIN, Heft 4.** Inhalt: Widmung. — Menschlichkeit. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Für Wedekind. — Tariftreue. — Kentucky und Berlin. — Der Herr Rektor. — Semerau.

**KAIN, Heft 5.** Inhalt: Sittlichkeit. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Mottl, ein Opfer der „Münchener Post“. — Der heilige Jatho. — Architektur und Behörde. — Bekanntmachung.

**Preßrelationsbureau „hanfa“**  
Teleph. Amt Moabit 6121 Berlin NW 23  Holzstetner Ufer 7   
Inh.: Jng. M. Krause  
liefert alle Nachrichten über  
**Kunst, Literatur, Wissenschaft**  
schnell — vollständig — preiswert.  
Akademisch und literarisch gebildete Lektoren.  
Vorzügliche Organisation!

Bitte hier abzutrennen.

**Bücherzettel.**

Mit  
3 Pfennig  
zu  
frankieren.

**An**

von  
**Erich Mühsam**

==== erschienen folgende Bücher. ====

**Die Wüste.** Gedichte. 1904. M. 2.40.

**Der Krater.** Gedichte. 1909. M. 2.—

**Die Hochstapler.** Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den  
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift  
„KAIN“, Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baader-  
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.\*)  
Soll durch Nachnahme erhoben werden.\*)

Genauere Adresse:

Name:

.....  
\*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.